

Kindheits- und Jugenderinnerungen an das Oberschöntal der 1920er Jahre

Von Otto Schlichenmaier

Einführung

Am 10. Januar 1916 wurde ich – mitten im Ersten Weltkrieg – als Sohn der Sophie Eismann (1896 bis 1971) und des David Schlichenmaier (1895 bis 1945) in Oberschöntal in der Stube der „Ahna“ (Urgroßmutter) geboren. Nachdem die Eltern erst im Jahr 1921 heirateten, als der Vater ein landwirtschaftliches Anwesen in Unterbrüden übernehmen konnte, verbrachte ich meine früheste Kindheit in Oberschöntal. Darüber hinaus erlebte ich als Schüler und Jugendlicher zahlreiche Ferienaufenthalte in der Großfamilie meiner Mutter in „Schendl“, sodass mir die Oberschöntaler Verhältnisse ziemlich gut in Erinnerung geblieben sind.

Geburtshaus in Oberschöntal (Lindauer Straße 56)

Im Jahr 1842 wurde für Johannes Zwink (1800 bis 1875), Sohn des Schultheißen Johann Friedrich Zwink (1762 bis 1844) und seiner Frau Regina geb. Pfähler (1766 bis 1808) von Erbsetzten in unmittelbarer Nachbarschaft des Pfeiderer-Zwinkschen Stammhauses ein Wohnhaus mit Scheuer, ein Wasch- und Backhaus sowie eine Göpelanlage gebaut. Diese vom elterlichen Hof abgetrennte Hofstelle wurde geschaffen, da Johannes Zwink, der in Backnang das Bäckerhandwerk gelernt hatte, diesen Beruf aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr ausüben konnte. Sofort nach Fertigstellung des Gebäudes zog Johannes Zwink mit seiner frisch vermählten, aus Leutenbach stammenden Frau Marie geb. Schnarrenberger (1812 bis 1897) ein.¹

Im Untergeschoss befanden sich beiderseits des Hauseingangs zwei Ställe für ca. 25 bis 30 Stück Jungvieh bzw. Kühe und zwei Pferde. Die

Fütterung der Tiere erfolgte im Hausflur durch links und rechts eingebaute Futterläden. Das Grünfutter wurde deshalb Einfachheit halber im Hausflur abgeladen. Während der Winterzeit musste das in der Scheuer von der Futterschneidmaschine geschnittene Heu in sog. Streukörben hergetragen werden. Das Einstreuen der Ställe am Abend geschah mit dem ebenfalls in der Scheune aufgestapelten gedroschenen Stroh. Der täglich anfallende Stallmist wurde mit Schubkarren auf den in der West-Seite zwischen Wohngebäude sowie Wasch- und Back-



Geburtshaus von Otto Schlichenmaier in Oberschöntal (Aufnahme ca. 1950).

¹ Die aus dieser Ehe hervorgegangene Tochter Christiane (1843 bis 1930) heiratete den aus Waldrems stammenden Jakob Eismann (1842 bis 1888), deren beider Enkelin Sophie Eismann wiederum die Mutter von Otto Schlichenmaier war.



Marie Zwink geb. Schnarrenberger mit ihrer Ur-
enkelin Sophie Eisemann, der Mutter von Otto
Schlichenmaier.

haus angelegten, oft ziemlich umfangreichen
Misthaufen gefahren.

Unter den Ställen war ein gewölbter
Rübenkeller ausgebaut – zur Lagerung von
Rüben („Angerschen“), Kartoffeln, usw. über
den Winter. Durch eine Art Fensterladen zur
Straßenseite konnten die Rüben- oder Feld-
früchte vom beladenen Wagen unmittelbar in
den Keller eingeworfen werden. Diese Arbeit
wurde zumeist von den Frauen und uns Kindern
verrichtet.

Im Obergeschoss befanden sich links und
rechts des Hauseinganges jeweils eine Wohn-
stube zur Straßenseite und ein Schlafzimmer
zur Westseite. Die linke Wohnhälfte diente
dabei als Ausdingwohnung für die „Alten“, die
rechte Wohnhälfte als Unterkunft für die aktive
Bauernfamilie. Die gemeinsam genutzte Küche
lag auf der Westseite und war von beiden

Schlafzimmern zugänglich. Das Dachgeschoss
war nicht ausgebaut und die Dachböden auf
der Bühne wurden als Kornspeicher genutzt.
Schlafstellen für die Kinder und den Knecht be-
fanden sich ebenfalls auf der Bühne unter dem
Dach. Als Toilette diente ein kleiner, ziemlich
primitiver Anbau an der Westseite, ungefähr
zehn Meter vom Misthaufen entfernt.

Häusliches Leben

Die Mahlzeiten wurden von der ganzen Fa-
milie – einschließlich Knecht und Magd – ge-
meinsam eingenommen. Das **Frühstück** fand in
der Küche statt. Es bestand aus „Zichorienkaf-
fee“ mit heißer Milch, Brot, Butter und Marme-
lade. Hin und wieder gab es für die Erwachse-
nen – wie in alten Zeiten üblich – gschnitzelte
Brotsuppe. Diese war für mich allerdings ein
Greuel! Das **Vesper** am Vormittag wurde in der
großen Stube über dem Stall eingenommen.
Nun stand für die Männer einschließlich dem
Knecht bereits ein Krug mit Most auf dem Tisch.
Außerdem ist mir noch Brot und „Lukeleskäs“
(Quark) in guter Erinnerung. Das Mostholen
aus dem ca. zehn Meter tiefen Keller war meist
Sache der Kinder, wobei man aufpassen musste,
dass der Hahn am Fass wieder exakt zuge-
dreht wurde.

Das **Mittagessen** fand ebenfalls in der großen
Stube statt. Wir Kinder saßen auf der großen
Eckbank an der Fensterseite zur Straße und ver-
folgten manchmal mit Messer und Gabel
gestikulierend die Tischunterhaltung. Eine
kleine Episode blieb mir bis heute unver-
gesslich: Als der „Vadder“ beim Verteilen des
von der Speisekammer hergebrachten Bratens
ganz plötzlich auf einer toten Maus herum-
stocherte, brach am Tisch voller Entsetzen ein
Aufschrei und Gelächter aus.

Über die Zusammensetzung des Mittagessens
im Bauernhaushalt ist mir nicht mehr allzu viel
in Erinnerung. Sicher hat die Suppenschüssel
auf dem Tisch nicht gefehlt und wenigstens ein-
mal in der Woche gab es Braten nach schwäbi-
scher Art (oft auch aus der Hausschlachtung)
mit Spätzle und Salat. Daneben gehörten auch
Griesbrei und „Stiromm“ (Eierhaber mit Äpfel-
brei) zum festen Bestandteil der lokalen Küche
in Oberschöntal. Sofern es im Rahmen der
jahreszeitlichen Arbeiten auf dem Hof möglich
war, hielt man auch ein **Nachmittagsvesper** in
der großen Stube oder auf dem Felde ab. Ein-

geläutet wurde diese nachmittägliche Mahlzeit durch das Unterschöntaler Schulhausglöckle.

Das **Abendessen** nahm die Familie in der Regel in der Küche ein. Wenn dann die Mutter am Herdfeuer (Holzfeuerung) stand und für heiße Kartoffeln, heiße Milch und eventuell einen heißen Kaffee sorgte, war es immer sehr gemütlich. Bei meinen Ferienaufenthalten entschied ich mich meist für „kuhwarme“ Milch oder „gestandene Milch“ und warme Schälkartoffeln („Äbbiera“).

Nach dem Nachtessen ging es noch zu einem kurzen Gang in den Stall, vielleicht wurde den Pferden noch mal eine Handvoll Hafer in den Trog gegeben. In Bezug auf die Pferde kursierte lange Zeit eine interessante Geschichte: Nach Aussagen einiger früher auf dem Hof beschäftigter Knechte sollen während der Nacht hin und wieder von geisterhaften Händen die langen Schwänze der beiden Pferde zu Zöpfen geflochten worden sein. Da sie morgens als Erste den Stall betraten, sei ihnen sofort aufgefallen, dass mit den Pferden etwas nicht stimme und ihre erste Arbeit sei es dann gewesen, die langen Zöpfe wieder zu entflechten. Unter der Hand wurde gemunkelt, dass die alte mysteriöse K. dafür verantwortlich sei – eine alte Frau, die ständig schwarz gekleidet war, ihre Hände in schwarze Lappen eingewickelt hatte und verdächtigt wurde, dass sie mit bösen Geistern in Verbindung stehe. Diese Gespenstergeschichte hielt sich hartnäckig, wobei der Wahrheitsgehalt natürlich äußerst gering gewesen sein dürfte und es sich dabei wohl eher um einen Scherz der Knechte gehandelt hat.

Schlachttag („s Metzle“)

Dies war ein ganz besonderes Ereignis, das zumeist im Winter stattfand, es sei denn, ein Unglück im Stall machte eine Notschlachtung erforderlich. Am Schlachttag kam schon früh am Morgen der sog. Haus-Metzger auf den Hof, der dann die Schlachtungen vornahm. Im Backhaus oder außerhalb im Freien war bereits der Waschkessel mit Holz und Kohle angefeuert und das Wasser zum Kochen gebracht worden. Nachdem der Metzger mit einem besonderen Beil das Schwein oder Rind getötet hatte, wurde das Blut abgelassen, das Tier in einen Zuber mit heißem Wasser gelegt und die Haare abgeschabt. Dann legte der Metzger den Tierkörper auf einen Schragen und nahm die Eingeweide

heraus. Danach hängte man das in zwei Hälften geteilte Tier im Backhaus oder in der Scheune auf. Der ganze Vorgang wurde von uns Kindern mit größtem Interesse verfolgt.

Das weitere Zerteilen des Tieres ist mir nicht mehr in Erinnerung geblieben, dafür jedoch die gute, nach Schlachtfest riechende Nudelsuppe und das Sauerkraut mit der frischen und noch warmen Leberwurst, das es am Abend oder auch noch zum Mittagessen am nächsten Tag gab. Auch das Speckschneiden, an dem sich die ganze Familie beteiligte, ist mir noch gut im Gedächtnis. Die Speckwürfel wurden in einem Kessel auf dem Herdfeuer in der Küche erhitzt und dann in einem großen Schmalzhafen „ausgelassen“. Uns Kindern schmeckten das Schmalzbrot und die Grieben immer ganz besonders.

Ein beim Schlachten üblicher Brauch, der im Folgenden beschrieben werden soll, war das sog. „Häfele stupfa“: Am Abend des Schlacht-tages, wenn die Familie in der großen Stube entweder beim Speckschneiden oder beim Abendessen saß, klopfte es an das Fenster. Beim Öffnen des Fensters kam ein Hafen entgegen, der an einer langen Stange befestigt war. Dies war die stillschweigende Aufforderung, ein paar Würste oder etwas Kesselfleisch mit Sauerkraut hineinzulegen, was gerne gemacht wurde. Es handelte sich dabei meist um ärmere Leute, die auf diese Weise auch am Genuss des Schlachtfestes teilhaben wollten.

Backtag

Neben dem Schlachtfest gehörte auch noch der häufiger stattfindende Backtag zu den herausragenden Ereignissen auf dem Lande. Das Backhaus, in dem sich der große Waschkessel und der Holzbackofen befanden, war ein fünf bis sechs Meter hoher, massiver Ziegelsteinbau, an den sich der Schweinestall und das Hühnerhäuschen mit Hühnerleiter anschlossen. Am Backtag wurde der Ofen frühzeitig mit Reisig und sog. „Bachprügel“ angefeuert. Nach Niederbrennen des Feuers wurde die verbliebene glühende Holzkohle gleichmäßig im Ofen verteilt und solange darin belassen, bis eine bestimmte Hitze erreicht war. Dann wurde die Kohle mit einem Metallschieber an die Seitenwände geschoben und der vorbereitete Teig für zehn bis zwölf Brotlaibe jeweils auf einer Holzschaufel eingeschoben. Die fertig gebacke-

nen Brotlaibe wurden anschließend in dem ca. acht Meter tiefen Gewölbekeller auf einem freischwebenden Holzgestell gelagert (der Mäuse wegen). Zu einem Backtag gehörte selbstverständlich auch die Herstellung von Kuchen, sei es Zwiebelkuchen für die Männer oder Äpfel-, Zwetschgen- und auch Kirschenkuchen für eventuellen Besuch oder anstehende Feiertage. In einer Zeit, als es noch keinen Kühlschrank gab, verwahrte man die Kuchen zusammen mit anderen Lebensmitteln in der Speisekammer.

Bau der Oberschöntaler Wasserleitung

Vor dem Bau der Wasserleitung musste das Wasser für Haushalt und Ställe des großelterlichen Hofes aus einem ca. dreißig Meter entfernten Brunnen geholt werden. Für das Tränken von Vieh und Pferden verwendete man runde Holzeimer (sog. „Gelden“) mit ca. zehn bis zwanzig Litern Fassungsvermögen. Sie hatten zwei Holzgriffe, sodass sie von zwei Personen getragen werden konnten. Das Wasserholen am Brunnen war für Knechte und Mägde, Alt und Jung immer ein guter Anlass, um Neuigkeiten auszutauschen und zu schwätzen. Neben diesem Brunnen gab es noch vier oder fünf weitere Brunnen im Ort. Zudem existierte ca. 100 Meter westlich vom Weiler in der „Bronngaß“ noch ein – heute eingeebnetes – Feuersee, zu dem man in Zeiten extremer Trockenheit das Vieh zum Tränken treiben konnte.

Die Wasserleitung für Oberschöntal wurde Anfang der 1920er Jahre gebaut. Sie war aus einer Quelle mit hoher Schüttung gespeist, deren gutes Wasser in der Nähe des Unterschöntaler Schulhauses in einen heute noch vorhandenen Brunnen mündete. Die Wasserleitung wurde unter dem Klöpferbach in drei Pumpstationen – sog. Widder – nach Oberschöntal hinaufgepumpt. Als Wasserwart für Oberschöntal fungierte mein Stiefgroßvater Ernst Föll, der v. a. für das Funktionieren der Pumpstationen verantwortlich war. Angeblich wollten die Unterschöntaler ihr gutes Quellwasser den Nachbarn in Oberschöntal nicht gern zur Verfügung stellen, was von meinem Stiefgroßvater im Kreise der Familie des Öfteren lautstark bemängelt wurde. Die Ursachen für diesen Konflikt der beiden Ortschaften sind mir allerdings nicht bekannt.

Einführung des elektrischen Stroms

Ebenfalls Anfang der 1920er Jahre wurde in Oberschöntal der elektrische Strom installiert. Dadurch konnte die seitherige „halbdunkle“ Beleuchtung im Hause mittels Kerzen oder Petroleumlampen durch den hellen Schein der Glühbirne ersetzt werden, was natürlich eine völlig neue Lebensqualität mit sich brachte. In den Ställen und in der Scheune verdrängte die Elektrizität die bisher verwendete Stall-Laterne, eine Petroleumlampe in einem Drahtgeflechtrahmen, wobei die Flamme in einem abnehmbaren Glaszylinder fest verschlossen war. Allerdings behielt sie ihre Funktion als Beleuchtungsquelle bei den Pferdefuhrwerken unter der Wagendeichsel („Langwied“) bis zum Aufkommen des Autoverkehrs noch lange Jahre bei.

Die in der Scheune aufgestellten Futterschneid- und Dreschmaschinen wurden vor der Einführung des elektrischen Stroms von der ca. zehn Meter außerhalb der Scheune gelegenen Göpelanlage betrieben. Die Kraftübertragung erfolgte über Zahnräder, Treibriemen und einer Transmission zur jeweiligen Maschine. Der von zwei Pferden im Rundlauf gezogene Göpel musste vom „Fuhrmann“ – meist Kinder oder Frauen – in gleichmäßiger Bewegung gehalten werden. Mit der Installation des elektrischen Stroms wurde eine Kraftstromleitung zu einem in der Scheune neu aufgestellten Elektromotor gelegt, der ebenfalls über Treibriemen und Transmission die Funktion des Göpels übernahm. Damit hatte der altbewährte Göpel ausgedient und eine neue Ära wurde eingeleitet.

Im Arbeitsablauf der Futterschneid- und der Dreschmaschine brachte die Elektrifizierung gegenüber dem Göpelbetrieb im Prinzip keine Änderung: Neben der Futterschneidmaschine stand weiterhin eine Person und schob das Grünfutter, Heu oder Klee auf einem trogähnlichen Gestell in den Sog einer verhältnismäßig engen Schneidevorrichtung (Walze) ein. Eine zweite Person sorgte für den Nachschub und gabelte das Futter auf den Trog. Dass die Maschinen keineswegs den heutigen Sicherheitsvorschriften genügten, zeigten die häufigen Unfälle, die zumeist aus der Unvorsichtigkeit der arbeitenden Personen resultierten.

Beim Dreschen mit der Dreschmaschine war der Arbeitsablauf wie folgt: Die erste Arbeitskraft brachte die gebundenen Garben, die nach



Baretsche Dreschmaschine mit Zylindergöpel nach Wilhelm Hamm (1870).

der Ernte oftmals in der ganzen Scheune bis unter das Dach gelagert wurden, zu der Dreschmaschine – eine Arbeit, zu der ich mich als Schüler gerne zur Verfügung stellte. Eine zweite Person öffnete die Garben und verteilte sie auf dem Tisch in der Nähe der Dreschmaschine. Die dritte Arbeitskraft saß in einem tiefer gelegenen Sitz hinter der Maschine und beförderte die in Teile aufgelöste Garbe in eine sich drehende Trommel. Ich habe noch gut in Erinnerung, wie meine Mutter mit tief ins Gesicht gebundenem Kopftuch und ziemlich in Staub eingehüllt hinter der Dreschmaschine saß – für einen vier- oder fünfjährigen Jungen ein interessantes Schauspiel. Von der drehenden Trommel wurde das gedroschene Stroh fließbandartig über einen sog. Rechen nach unten auf den Scheunenboden gerüttelt. Dort band der Hofbauer oder ein Knecht das Stroh wieder zu Garben zusammen, die dann im offenen Scheunentor aufgestapelt wurden – ein typisches Bild, wenn in Oberschöntal gedroschen wurde. Die härteste Arbeit war es jedoch, die gefüllten Kornsäcke auf die Kornböden unter dem Dach des Wohnhauses zu tragen, da es damals weder ein Gebläse noch einen Aufzug gab.

Dreschen mit Dreschflegel

Trotz Einführung des elektrischen Stroms wurde vielfach beim Roggen neben der Dreschmaschine auch weiterhin noch der Dreschflegel benutzt. Da der Roggen höher gewachsen war als die übrigen Getreidesorten, eignete sich das Roggenstroh vorzugsweise zum Fertigen von Strohband, das zum Binden der Garben bei der Ernte gebraucht wurde. „Band machen“ war eine gekonnte Handarbeit vor allem in den Wintermonaten. Später gab es auch Bandmaschinen, die ich aber nicht mehr persönlich miterlebte. Tante „Rikkele“² fertigte auf ihrer Stube bei der „Ahna“ selbst Hausschuhe aus Strohband an, wobei die Sohle aus Stoff-Flecken bestand und in Handarbeit angenäht wurde.

Die losen Garben wurden auf dem Scheunenboden (die „Tenne“ – ein festgewalzter Lehm Boden) jeweils in zwei Reihen gegeneinander ausgelegt, und zwar so, dass die Ähren sich in der Mitte befanden. Die Drescher konnten sich daher mit ihren Flegeln in der Hauptsache auf die Mitte konzentrieren. Das Einschlagen mit dem Flegel erfolgte aber nicht wahllos oder gleichzeitig, sondern nacheinander im Takt. Bei zwei Personen war dies verhältnis-

² Friederike Eisemann (1880 bis 1951) war die Schwester von Otto Schlichenmaiers Großvater Jacob Eisemann.

mäßig einfach, aber bei drei oder vier oder auch mehr Beteiligten war das Einsetzen der Flegel schon etwas komplizierter. Für mich als Jugendlichen und gelegentlichen Hobby-Drescher war dies ein halber Musikunterricht, da ich im Kopf immer 1-2-3, 1-2-3-4, 1-2-3-4-5 zählte.

Wenn in den Oberschöntaler Scheunen „Flegel gedroschen“ wurde, war dies nicht zu überhören und der Eingeweihte wusste gleich, wie viel Drescher am Werke waren. Das abgedroschene Stroh wurde ebenfalls wieder zu Garben gebunden und am offenen Scheunentor noch aufgestapelt. Das ausgefallene Korn blieb auf der Tenne liegen, und wurde eventuell nach einem Durchgang in der Putzmühle in Säcke abgefüllt. Meist gegen Weihnachten oder Anfang des neuen Jahres wurde das auf dem Kornboden gelagerte Korn wiederum in Säcke abgefüllt und in Abständen je nach Bedarf zur Mühle gefahren. Die Oberschöntaler Bauern gingen zum „Mahlen“ hauptsächlich zur Knappschen Mühle nach Neuschöntal.

Feldarbeit

„Häbera“ (Einsäen des Hafers)

Im zeitigen Frühjahr wurde bei trockenem Wetter der im Laufe des Winters auf den Wiesen ausgebreitete Stallmist mit dem Rechen zerrieben und das liegen gebliebene Stroh abge-

recht und als Stroh für die Ställe wieder eingefahren. Dieses sog. „Mistverrechen“ war meist eine unterhaltsame Gemeinschaftsarbeit der ganzen Familie. Da in dieser Zeit auch der „Haber“ (Hafer) eingesät wurde, sprach man vom „häbera“. „Habt ihr schon ausgehäbert?“ konnte man hin und wieder hören.

Das Säen mit der von zwei Pferden gezogenen Sämaschine hatte sich in Oberschöntal bereits Anfang der 1920er Jahre eingebürgert. Auch die pferdebespannte Mähmaschine war in Oberschöntal um diese Zeit mit Ausnahme des Kuhbauernhöfle Kienzle auf jedem Hof vorhanden.

„Heuet“ (Heuernte) Mähen

Während der „Heuet“ wurden die Obstbaumwiesen und die Hänge im Krähenbach und bei der Knappschen Mühle („Wengerts Roa“) mit der Sense gemäht. In diesen Tagen gingen die Mäher bereits gegen vier Uhr oder früher aus dem Haus, um am frühen Vormittag fertig zu sein, bevor die große Hitze aufkam. Das Heugras der ebenen Wiesenflächen wurde mit der pferdebespannten Mähmaschine gemäht. Dies war Sache der jungen oder alten Hofbauern und begann in der Regel nach der Stallfütterung. Gegen acht Uhr überbrachte der Rest der Familie den Frühstückskaffee und das



Otto Schlichenmaier mit Ernst Eisemann bei der Heuernte in Maubach Anfang der 1930er Jahre.



Beim Mähen von eingefallenem Getreide (rechts: Friederike Eisemann).

Vesper mit dem Mostkrug für die Frühaufsteher. Wir Kinder beteiligten uns gerne an der nun beginnenden Gemeinschaftsarbeit, das von den Männern in der Frühe zu langen „Mahden“ gemähte Heugras mit dem „Gäbele“ (kleine Gabel) gleichmäßig auf dem Boden zu „verstreuen“. Man sagte zu dieser Arbeit „worben“, die als leichtere Arbeit den Frauen und Kindern vorbehalten war.

Wenden

Um das liegende Heugras baldmöglichst als gutes dürres Heu einfahren zu können, musste das auf den Hängen liegende Heu mit den Rechen gewendet werden - je nach Wetterlage auch mehrmals am Tage. Auch beim „wenden“ als verhältnismäßig leichte oder unterhaltsame Arbeit waren die schon etwas erwachsenen Kinder mit von der Partie.

Soweit es möglich war, wurde auch der bereits neu aufgekommene Heuwender eingesetzt. Diese auf zwei hohen Rädern konstruierte Maschine war mit ca. zehn Gabeln ausgerüstet, die an einer Kurbelwelle befestigt waren und bei Bewegung das auf dem Wiesenboden liegende Heu aufgriff und in der Luft zerstreute.

Für den Fahrer war ein Sitz in der Mitte über den Rädern angebracht, von wo aus er das Pferd lenken konnte.

Heu aufladen

Die Männer gabelten das zu „Mahden“ zusammengemachte Heu auf den Heuwagen, wo meist der Opa bei viel Schweiß die Kunst des richtigen Ladens praktizierte und sich gerne auch bewundern ließ. Das Vorfahren mit den Pferden besorgte eines der schon erwachsenen Kinder. Die übrige Familie war mit dem sauberen Nachrechen beschäftigt, das eventuell auch schon mit Hilfe des neu eingeführten zwei bis drei Meter breiten eisernen Schwadenrechens durchgeführt wurde.

Wurde man von einem Gewitter überrascht, musste die Arbeit abgebrochen werden und es ging mit dem bis dahin beladenen Heuwagen im Galopp heimwärts. Ich erinnere mich noch gut an eine solche hitzige und hektische Situation, als im Weiler zwei hochbeladene Heu- und Erntewagen umgekippt an der Straße vor dem Scheunentor lagen. Vermutlich wollte eines der Pferde zu rasant in seinen Stall einbiegen.

Einsatz der Mähmaschine bei der Getreideernte

Bis zum Aufkommen der Mähmaschine wurde das Getreide mit dem Haberreden geschnitten. Dem sog. Schnitter stand eine Arbeitskraft zum Aufsammeln bei (in der Regel eine Frau), die das geschnittene Getreide mit der Sichel zu kleinen Haufen auf dem Ackerboden auslegte – als Vorarbeit für die spätere Garbe. Um die Mähmaschine bei der Ernte einsetzen zu können, musste zuvor eine zwei bis drei Meter lange Stange am Messerbalken montiert werden, damit beim Mähen die Getreidehalme zum Aufsammeln auf die richtige Seite fielen. Eingespart wurden bei dieser Arbeitsweise die Schnitter, während das Aufsammeln mit der Sichel davon unberührt blieb. Bei stark eingefallenem Getreide – wegen Überdüngung, Hagelschlag oder Sturm etc. – konnte die Mähmaschine ohnehin nicht eingesetzt werden. In diesen Fällen kam der Haberreden wieder zum Zug. Die Getreideablage- und Getreidebindemaschine sowie der Mähdrescher waren in Oberschöntal in den 1920er Jahren noch nicht eingeführt. Der erste Traktor und das erste Auto waren das Privileg des etwas fortschritt-

licheren Bauern Karl Fischer Mitte der 1930er Jahre.

Bei der Ernte war es üblich, dass in gewissem Abstand hinter dem beladenen Erntewagen die Ährenleser – Kinder und Frauen aus der ärmeren Bevölkerung von Backnang – die versehentlich auf dem Acker liegen gebliebenen Ähren einsammeln und mit nach Hause nehmen durften. Wie ich aus Gesprächen der „Alten“ mitbekommen habe, verdingten sich vor dem Maschinenzeitalter bei den Oberschöntaler Bauern in der Erntezeit Schnitter und Schnitterinnen aus der ärmeren Bevölkerung des Murrhardter Waldes. Auch Knechte und Mägde rekrutierten sich in der Hauptsache aus dieser Region und dem Weissacher Tal.

Allgemeine Bemerkungen zur Feldarbeit

Je nach den jahreszeitlichen Arbeiten ging die Familie meist geschlossen – inkl. Kinderwagen – zu Fuß, die Hacke, die Gabel, den Rechen an der Hand oder geschultert durch den Ort aufs Feld. Wenn es notwendig war, durfte auch das Vesper und der Mostkrug nicht vergessen werden. Zu den weiter entfernt liegenden Äckern und Wiesen (z. B. zum „Röt-



Bis zur endgültigen Motorisierung und auch noch danach waren Pferde unerlässlich für die verschiedenen Dienste auf einem Bauernhof (rechts Martha Ruess, die spätere Frau von Otto Schlichenmaier).

le“ beim Rötleshof) war man, Hin- und Rückweg eingerechnet, eine gute Stunde unterwegs. Wenn das Wetter sich verschlechterte, musste man im „Heuet“ oder in der Ernte unter Umständen diesen Weg sogar mehrmals zurücklegen.

Beim Vorübergehen an Nachbarn auf der Straße oder auf dem Feld grüßte man und nahm Anteil, an dem was sie gerade taten. Oft blieb man stehen und nahm sich Zeit für eine kurze Unterhaltung, um das Neueste über die Oma, die Magd, das „Mariele“ oder auch über das Wetter zu erfahren. Uns Kindern wurde eingeflößt, an den Leuten nicht wie ein „Stoffel“ vorbeizugehen, sondern wenigstens „Grüß Gott“ oder „Guten Tag“ zu sagen.

Mit dem Fuhrwerk aufs Feld

Hin und wieder fuhr die Familie, wenn es notwendig war, auf dem Leiterwagen oder dem umgerüsteten Mistwagen (Bretterwagen) aufs Feld, wie z. B. im „Heuet“, bei der Ernte oder im Herbst zum Kartoffelgraben und zur Obsternte. Für mich als Schüler und Feriengast war dies ein fröhliches Ereignis, v. a. wenn mir die Zügel bzw. das Leitseil der beiden Pferde überlassen wurde und ich als Fuhrmann mit meiner „Ladung“ selbstständig fungieren konnte. Dabei musste man aufpassen, dass das Fuhrwerk nicht von der Straße abkam und im Straßengraben landete, weil die „Gretel“ – ein jüngeres Sattelpferd – die böartige Angewohnheit hatte, plötzlich im Galopp nach links in die bekannte schmale Einfahrt des Kleeackers auszuscheren. Zum Glück ging meistens alles gut!

Beschreibung von Oberschöntal 1920/30

Oberschöntal war auch in dieser Zeit von seiner Struktur her ein Weiler der typischen Agrargesellschaft geblieben. Es gab nur Bauern mit einer Hofgröße zwischen sieben und zwanzig ha. Jeder Bauer hatte mindestens zwei Pferde im Stall. Einzig auf dem Kienzle-Hof wurde noch mit Kühen gefahren, da die Hofgröße keine Pferdehaltung erlaubte. Die Einwohnerzahl belief sich im Jahr 1920 auf ca. 100, verteilt auf dreizehn Wohngebäude – ohne eigene Kirche, ohne Gasthaus oder Einkaufsladen. Durch ihre Orientierung Richtung Backnang (Kirche, Schule, Friedhof) und als Ort ver-

hältnismäßig gut situierter Bauern waren sich die Oberschöntaler ihres sozialen und gesellschaftlichen Standes wohl bewusst. Dazu dürfte auch die Gunst der höheren geographischen Lage nicht unerheblich beigetragen haben. In Unter- und Mittelschöntal hörte man hin und wieder den Ausspruch böser Zungen: „die Oberschöntaler sehen auf uns herab“. Die Oberschöntaler Töchter besuchten, soweit es die Arbeit in der Landwirtschaft zuließ, die Mittelschule in Backnang, wo sie Englisch, Maschinenschreiben und Stenographie erlernten – eine gute Ausgangsbasis für einen Büroberuf. Auch auf die musikalische Ausbildung wurde in den Häusern durchaus Wert gelegt (Klavier spielen).

Das Straßenbild

Die Ortsstraße war eine gewalzte Schotterstraße. Wenn größere Straßenschäden in Form von Schlaglöchern auftraten, wurden mit Pferdefuhrwerken Steine (größere Brocken, meist Muschelkalksteine) herangefahren und von der Steinschlagmaschine zu Schotter zerschlagen. Der Schotter wurde in die Schadstellen „eingeworfen“ und mit der Dampfwalze eingewalzt. Bei Regen befand sich die schöne gewalzte Straße schnell in einem schmutzigen Zustand. Mit dem „Töpfen“ (Spielen mit dem Kreisel) der Kinder auf der Straße war es dann vorbei. Immerhin fand der Steinklopfer für kleinere Arbeiten eine Beschäftigung im Tagelohn. Ich sehe ihn heute noch auf dem Steinhäufen sitzen mit einem Mostkrug an der Seite. Ob die Unterhaltung der Ortsstraße in die Zuständigkeit der Oberschöntaler Bauern fiel, entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls wurde der Schulweg nach Backnang in eigener Regie im Winter mit einem sog. „Schlackenwege“ verbessert.

Zum Straßenbild gehörten in der Hauptsache die Pferdefuhrwerke der Oberschöntaler, geführt von ihren Bauern, Jungbauern oder Knechten, die sich manchmal im Peitschenknallen besonders auszeichneten. Dazu kamen noch sorglos und fröhlich spielende Kinder vor den Häusern und den Höfen und natürlich auch auf der Straße. „Schlupferles“ und „Fangerles“ waren damals beliebte Kinderspiele „auf der Gaß“. Das Geschnatter der vielen freilaufenden Gänse und Enten auf der Straße und am Straßenrand (Kandel mit abfließender Gülle) gab Oberschöntal sein besonderes heimatliches Gepräge.

Durchgangsverkehr

Da der direkte Weg von Kleinaspach bzw. Großaspach zu den Märkten in Winnenden, Waiblingen und Stuttgart über Oberschöntal führte, fuhren im Herbst vielfach stark beladene Pferdefuhrwerke aus dem Raum Aspach durch Oberschöntal. In der Regel erschienen diese auswärtigen Bauernwagen in den Abendstunden mit Sturmlaterne unter der Wagendeichsel. In Waiblingen wurde Halt gemacht und die Pferde gefüttert, um am nächsten Morgen frühzeitig im Großmarkt Stuttgart anzukommen. Das Besondere für die Oberschöntaler war, dass sie vielfach mit ihren Pferden die Vorspanndienste vom Murrtal (bei der Knappschen Mühle in Neuschöntal) die Straße nach Erbstetten hinauf übernahmen.

Auch die Oberschöntaler Bauern versuchten, ihr gutes Tafelobst auf den Märkten in Winnenden oder Stuttgart abzusetzen. Das Mostobst wurde meist selbst vermostet, schließlich mussten die in den großen Kellern aufgestellten Mostfässer wieder mit Most gefüllt werden. Das Beladen der Leiterwagen wurde am Tag vorher gut vorbereitet – dies war immer ein besonderes Ereignis.

Religiöses Leben

Das religiöse Leben in Oberschöntal wurde maßgeblich durch Marie Schnarrenberger (1812 bis 1897) und ihre Enkeltochter Friederike Eisemann (1880 bis 1951) geprägt. In der methodistischen Versammlung („d' Stond“) kamen am Sonntag nachmittag regelmäßig viele Oberschöntaler sowie auch Mittel- und Unterschöntaler zusammen, um eine Glaubensstärkung durch die Bibelauslegung eines frommen „Bruders“ zu erfahren. Darüber hinaus gaben die „Brüder“ – neben gemeinsamem Beten und Singen – immer auch Ermahnungen an die Anwesenden für ein bibelgerechtes Verhalten im Alltag der kommenden Woche. Von den „Brüdern“, die in der „Stond“ das Wort Gottes streng nach der Bibel auslegten, blieben mir besonders Ernst Jeutter von Erbstetten und Karl Körner sen. („Körners Vadder“) aus Oberschöntal gut in Erinnerung. Beide strahlten eine besondere Frömmigkeit aus. Wenn man mit ihnen sprach, merkte man den frommen und gläubigen Menschen. So hatten die pietistischen „Brüder“ bei der Begegnung gerne einen Bibelspruch oder einen Liedtext parat. Die methodistische Gemeinschaftsversammlung hielt



Der „Jugendbund Oberschöntal“ während der 1920er Jahre – in der Mitte vorne die Leiterin Friederike Eisemann (Tante Rikkele).

sich in Oberschöntal bis in die 1970er Jahre. Ihr letzter „Kantor“ war Heinz Trinkle, der, wohl auf Wunsch seiner Mutter, als einziger Oberschöntaler Bauernsohn das Klavierspielen erlernt hatte.

Neben der methodistischen Versammlung gab es in Oberschöntal noch eine altpietistische Gemeinschaft, die ihre sonntäglichen Versammlungen im Haus von Gottlob Ruess abhielt. Die Gründung dieser Gruppe soll folgendermaßen zu Stande gekommen sein: Nachdem eines Tages ein Prediger der neu gegründeten Methodistenkirche in Backnang die methodistisch orientierten Oberschöntaler aufgefordert habe, aus der evangelischen Kirche auszutreten, sei dies nur teilweise befolgt worden. Deshalb hätte die

altpietistische Gemeinschaft Backnang für die in der evangelischen Kirche verbliebenen älteren Oberschöntaler eine gesonderte Gemeinschaft ins Leben gerufen.

Seit dieser Zeit gab es in Oberschöntal bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg am Sonntag-nachmittag jeweils eine methodistische und eine altpietistische Gemeinschaftsversammlung, in der bekehrte methodistische und altpietistische Laienbrüder die Bibel auslegten. Die Existenz zweier Gemeinschaftsstunden hatte den methodistisch-pietistischen Grundton der Oberschöntaler untereinander nicht geändert. Auch ich fühlte mich von meiner frühesten Jugend an in der christlich geprägten Großfamilie in Oberschöntal wohl und geborgen.